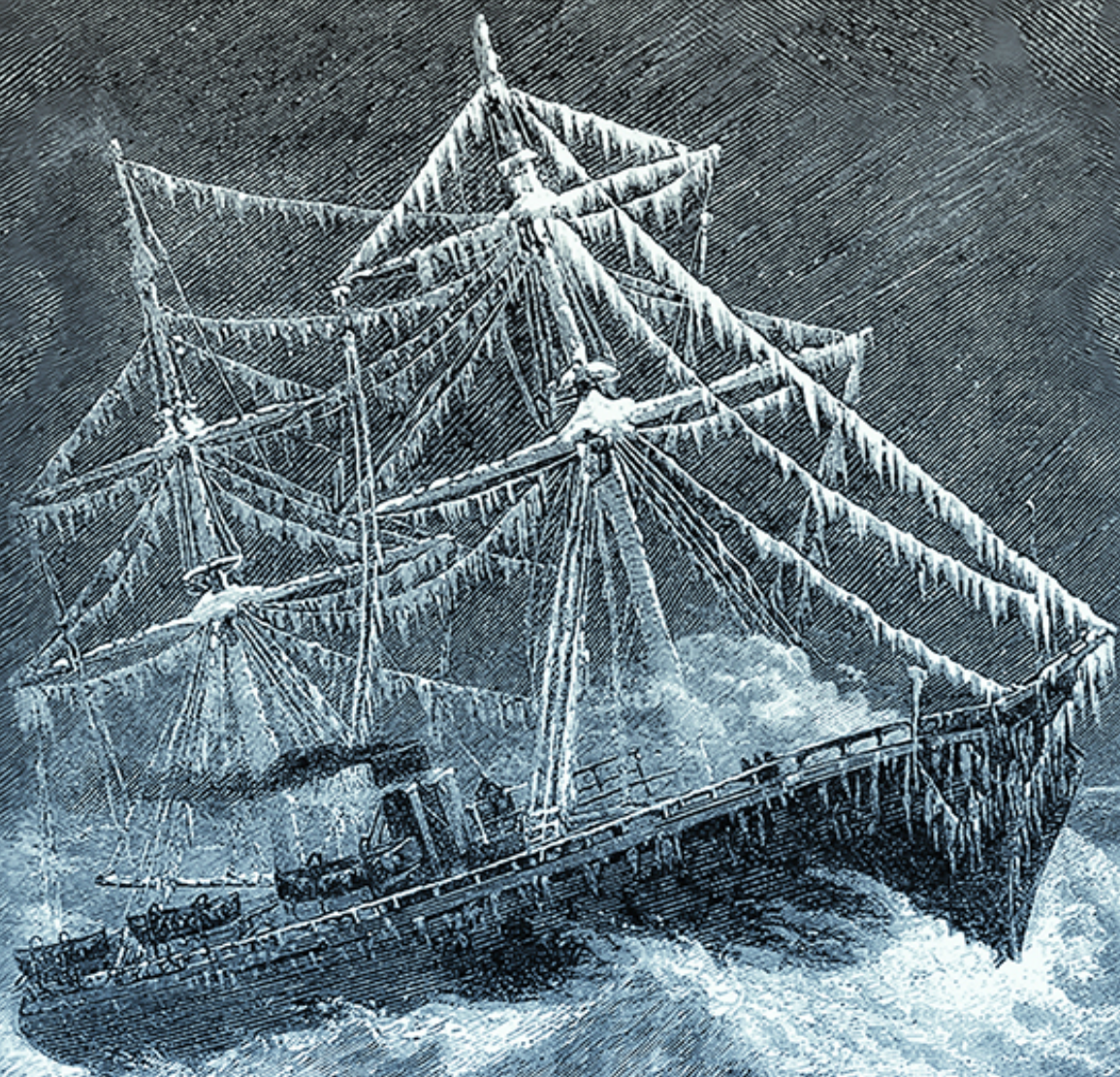


CLASSICS TO GO

**DIE SCHATZSUCHER
IM EISMEER**



FRIEDRICH MEISTER

Die Schatzsucher im Eismeer

Friedrich Meister



Erstes Kapitel.

Die Karawane. – »Mir ist, als müßte sich etwas ereignen.« –
Im Urwald verloren.

Über die vom Sonnenbrand ausgedörrte Ebene ziehen langsam zwei schwere, plumpe Planwagen dahin; die Räder knarren und quietschen; die Köpfe der Pferde sind nach Osten gerichtet, dem Atlantischen Ozean zu; an der Spitze der Karawane schreitet ein Mann, der eine lange Büchse über den Rücken gehängt hat; den Schluß des Zuges bildet ein anderer Mann, wie der erste bewaffnet und marschmäßig ausgerüstet.

Zwei frische, helläugige, sonnengebräunte Knaben marschieren wacker mit, oft vom Pfade abweichend und munter hin und her springend. Zwei andere Knaben lagern innerhalb des einen Planwagens, und wenn sie gegenwärtig auch träger zu sein scheinen als ihre Kameraden, so sind ihre Gesichter doch nicht weniger frisch und wettergegerbt als die jener rüstigen Fußgänger.

Die Männer sowohl wie auch die vier Knaben tragen eine unverkennbare Ähnlichkeit miteinander zur Schau, und das ist kein Wunder, denn die ersteren sind Brüder, die letzteren aber die Söhne derselben.

So langsam der Zug sich auch vorwärts bewegte, so erregte er dennoch eine Wolke gelben, blendenden Staubes, der den beiden zuerst erwähnten Knaben endlich lästig wurde und sie bewog, auf den Wagen zu den Genossen unter die schützende Leinwand zu klettern.

»Na, Philipp, bist du nun genug in dem Staube und der Hitze herumgetrabt?« begrüßte der bequem auf dem Rücken liegende Karl seinen Bruder, als der sich mit einem Krach neben ihm niedergeworfen hatte.

Karl war der ältere der beiden, ein strammer, achtzehnjähriger Jüngling.

»Ja, wenigstens vorläufig«, versetzte der sechzehnjährige Philipp. »Ich bin halbtot; daran ist aber bloß der dumme Heinz schuld, der in einem fort Käfer und anderes Ungeziefer für seine alberne Sammlung fangen muß.«

Damit gab er seinem Vetter Heinz, der sich inzwischen auch hingestreckt hatte, einen tüchtigen Puff; Heinz blieb denselben nicht schuldig, und so entstand im Nu eine Balgerei.

»Wenn ihr Jungens euch hier nicht sofort mäuschenstill verhaltet, dann setzen wir euch wieder an die Luft«, rief Karl, nachdem er ein paar fehlgegangene Püffe und Stöße ruhig hingenommen hatte. »Daß solch ein junges Gesindel nie weiß, wie es sich in anständiger Gesellschaft zu betragen hat! Wollen wir sie hinauswerfen, Hans?«

»Meinetwegen«, sagte der Gefragte, sich langsam emporrichtend, und die Ärmel von seinen muskulösen Armen zurückstreifend.

»Nicht nötig, wir sind schon fertig«, brummte Heinz, von dem Kampfe noch ein wenig außer Atem. »Was hattet ihr denn übrigens so wichtig zu lesen, als ich hereinkam?«

»Wir lasen die Zeitung«, lautete die kurze Antwort.

»Oh, die Zeitung! Die heutige oder die gestrige?« lachte Heinz.

»Die allerneueste vom 21. Februar«, sagte Karl, ein zerknittertes, halb zerrissenes Zeitungsblatt emporhaltend, in welchem augenscheinlich etwas sehr Fettiges eingewickelt gewesen war. »Die Beilage einer deutschen Zeitung, der Name derselben ist aber nicht mehr ersichtlich. Wir fanden darin etwas Amerikanisches, was uns riesig interessierte, da wir jetzt doch selber Amerikaner sind.«

»Laß sehen«, rief Heinz, nach dem Stück Papier langend. Dem Geruche nach war Speck darin eingewickelt gewesen. »Wo steht die Geschichte?«

Karl deutete mit dem Finger auf einen Absatz, und Heinz las mit lauter Stimme:

»Der vielfach bis zum Wahnwitz übertriebene Unternehmungsgeist der Amerikaner feiert wohl auf keinem Gebiete tollere Orgien als auf dem der Städtegründung. Wenn ein neues Gebiet der Ansiedelung erschlossen wird, oder wenn irgendwo eine neue Eisenbahn geplant wird, dann sind sofort die ›Boomers‹ mit ihren himmelstürmenden Projekten bei der Hand und legen mit demselben Gleichmut, mit dem man in Europa einen kleinen Kramladen gründet, ganze Städte an, in die ein Haufen Geld hineingesteckt wird und die manchmal auch eine kurze Periode der Blüte erleben, um dann aber meist desto schneller wieder zu verfallen und zu veröden. So gibt es im nordwestlichen Teile von Dakota eine Stadt West-Lynne, die verlassen dasteht und langsam in Trümmer zerfällt. Einen eigenartigen, unheimlichen Eindruck macht diese Stadt, in der Totenstille herrscht. Öde liegen die Straßen, die Häuser stehen leer, ringsumher tiefes Schweigen, nirgends ein lebendes Wesen. An dem Platze, wo die verödete Stadt liegt, sollte die Nordwest-Eisenbahn vorbeiführen, und darauf begründeten die Unternehmer ihre ganze Hoffnung. Die Stadt wurde so angelegt, daß sie sofort 20 000 Einwohner aufnehmen konnte. Über den Red River wurde eine Stahlbrücke gebaut, die mindestens 200 000 Dollars gekostet haben muß. Die Wohn- und Geschäftshäuser sind meistens aus Ziegeln ausgeführt. Bäume wurden gepflanzt, Parks und Gärten angelegt. Doch die Eisenbahnverbindung blieb aus, und heut ist die ganze Herrlichkeit keinen Pfifferling wert, denn das Land ist trocken und unfruchtbar, und die unbewohnten Häuser zerfallen, weil kein Mensch sich der Mühe

unterziehen will, sie niederzureißen, um das Material zu retten. Der ›Boom‹ kostete den Kapitalisten mehrere Millionen Dollars. Eine andere solche Boomstadt, Fort Payne in Alabama, wurde dieser Tage vom Scheriff für ganze 60 000 Dollars einem dortigen Einwohner verkauft. Für dieses Geld hat der Käufer 2000 städtische Bauplätze, 30 000 Morgen erzhaltiges Land, Walzwerke, Hochöfen, drei Fabriken, zwei Hotels usw. erworben. Das ›neue Pittsburg‹ – so hatte man die Stadt genannt – wurde mit Wasserwerken, Gasanstalten, Opernhäusern usw. ausgestattet, neue Eisenbahnen wurden in Angriff genommen, ein kostspieliges Kanalisationssystem eingeführt, und das alles, ehe die neue Stadt das hatte, was sie eigentlich doch am wenigsten entbehren konnte, nämlich Einwohner ... So, weiter geht's nicht, das Ende ist abgerissen«, schloß Heinz seine Vorlesung.

»Fortsetzung folgt in nächster Nummer«, bemerkte Philipp trocken.

»Ob das wohl alles wahr ist?« fragte Heinz.

»Buchstäblich,« sagte Karl, »ich habe beinahe ganz dasselbe auch in unseren amerikanischen Zeitungen gelesen. Unsere deutschen Landsleute drüben nennen das Wahnwitz, ich möchte es aber kühnen Wagemut nennen, der hierzulande wohl seine Berechtigung hat. Wer hier nicht wagt, der gewinnt auch nichts, und die Unternehmer solcher Städtegründungen werden durch dergleichen Fehlschläge noch lange nicht arm.«

»Vater und Onkel haben genug gewagt und doch nichts gewonnen«, warf Philipp ein. »Die Farm, auf der wir unser Glück versuchten, liegt jetzt so verlassen wie jene Städte. Wenn wir nicht sehr bald eine Petroleumquelle finden, dann

können wir nur getrost wieder nach Deutschland zurückkehren.«

»Mein Vater tut das nicht, soviel ist sicher«, entgegnete Heinrich. »Nur nicht den Mut verloren, Kinder; in dieser Gegend soll es in der Erde ja mehr Petroleum als Wasser geben.«

»Mag sein, aber ob wir's finden, darauf kommt es an«, sagte Karl, Heinrichs Vetter. »Und finden wir wirklich eine Quelle, dann ist's auch noch sehr fraglich, ob sie lange vorhält. Hast du denn nicht Frank Bassett von der verlassenen Stadt erzählen hören, die er hier herum gefunden haben will? Genau solch ein Ort, wie die, von denen wir soeben gelesen haben, mit Läden und Hotels, aber ohne Einwohner, bloß unzählige Katzen liefen auf den Straßen umher. Erinnerst sich denn keiner von euch?«

»Ich erinnere mich«, sagte sein Bruder Philipp. »Neunschwänzige Katzen waren's ja wohl? Das wird ein Spaß, wenn wir die Katzenstadt finden! Nicht, Karl?«

»Du verdienst die neunschwänzige Katze für deine ewigen faulen Witze«, entgegnete Karl unwillig. »Doch da schaut Vater zum Wagen herein.«

Karls und Philipps Vater hieß Johann Bernsdorf. Derselbe trug die praktische und dauerhafte Kleidung der Waldläufer – Bluse und Beinkleidern aus grauem, festem Stoffe, Ledergamaschen, Schuhe und Filzhut – war von breitschultriger, mittlerer Statur, hatte buschige Augenbrauen, rotblonden Bart und scharfblickende graue Augen; die hohe, gewölbte Stirn wurde durch die breite Hutkrempe beinahe ganz verdeckt.

Johann Bernsdorf hatte in der Neuen Welt bisher noch kein Glück gehabt, obgleich er sich bereits lange Jahre in dem

von so vielen ersehnten Lande befand.

Er war mit einigem Kapital aus Baden nach Karolina ausgewandert, um sich hier mit seinem bereits auf einer Farm ansässigen Bruder Friedrich zu vereinigen. Ein Jahr vor seiner Abreise hatte der Tod ihm sein Weib entrissen, und wiederum ein Jahr nach seiner Ankunft in Amerika wollte es das Unglück, daß auch Bruder Friedrichs Frau starb.

Von der Zeit an ging es mit der Wirtschaft bergab.

Die Brüder verkauften endlich, was zu verkaufen war, und machten sich auf den Weg nach Kanada. Sollte das Glück ihnen auch dort nicht günstiger sein, dann wollten sie nach dem alten Vaterlande jenseits des Ozeans zurückkehren.

Johann Bernsdorf hatte zwei Söhne, Karl und Philipp, sein Bruder Friedrich desgleichen, Heinrich und Hans.

Alle vier waren intime Freunde, fröhliche, lebensfrohe Burschen, denen ihr Dasein bisher mit wenigen Ausnahmen noch wie ein einziger Feiertag erschienen war.

Sie hatten eine gute Schulbildung erhalten, soweit dies unter den angeführten Verhältnissen möglich gewesen war; im allgemeinen aber waren sie besser mit dem Wesen der Natur, als mit den alten Klassikern vertraut, und wenn sie auch in den Elementarwissenschaften noch ganz gut bewandert waren, so verstanden sie doch noch besser der Fährte eines Bären zu folgen. Sie handhabten das Gewehr und die Axt mit Meisterschaft, hegten große Rücksicht und Liebe für alle Geschöpfe Gottes, ausgenommen Skorpione, Schlangen und Stinktiere, und hatten sich im übrigen bereits nach Kräften amerikanisiert.

Friedrich Bernsdorf war größer und stattlicher als sein Bruder und ein Mann von den besten Anlagen und

Fähigkeiten, von denen er jedoch nicht immer den rechten Gebrauch gemacht hatte. Darin lag zum Teil der Grund seines bisherigen Mißgeschicks.

Trotzdem war er ein prächtiger, herzensguter Mensch, offen und ehrlich von Charakter, mit den Knaben selbst noch ein Knabe, voll Freundlichkeit und Güte gegen alle, mit denen er in Berührung kam, es sei denn, daß feindselige Menschen oder wilde Bestien ihm in den Weg traten; in solchem Falle wehrte er sich schonungslos seiner Haut.

Noch ein anderes Mitglied dieser Doppelfamilie müssen wir den Lesern vorstellen, nämlich Troll, den großen Wolfshund, einen starken, zottigen Gesellen, treu, intelligent und so schnellfüßig wie ein Hirsch.

Außerdem waren da noch Hiob und Lot, zwei Farbige, die als Ackerknechte auf der Bernsdorf-Farm gedient und sich aus alter Anhänglichkeit der Karawane angeschlossen hatten. Lot war ein echter, kohlschwarzer Neger, Hiob dagegen ein beinahe kupferfarbiger Mulatte. Auch diese beiden waren unzertrennliche Freunde und hatten als dritten Troll, den Hund, in ihren Bund aufgenommen.

Am Nachmittage war die Karawane in eine dicht bewaldete Gegend gekommen, die, außer der nur an einigen Wagengleisen erkennbaren Fahrstraße, keine Spur von Zivilisation zeigte.

Johann Bernsdorf und sein Bruder weckten die im zweiten Wagen ruhenden Farbigen und geboten ihnen, die Führung der Pferde und die Bewachung der Fuhrwerke zu übernehmen, während sie selber ein wenig rasteten und Rat hielten.

Es handelte sich um die Auswahl des nächsten Lagerplatzes.

»Wir müssen sehen, daß wir einen Bach oder ein Wasserloch finden, Friedrich«, sagte der Bruder, als sie nebeneinander im Wagen lagen. »Ohne Wasser geht es nicht länger; das beste wäre ja, wenn wir nach Breaker City gelangten; ich denke, wir können nicht mehr allzu weit davon entfernt sein.«

»Der Ansicht bin auch ich; das Nest muß hier herum in den Bergen liegen«, antwortete Friedrich Bernsdorf. »Lot wird es schon auffinden, der Kerl hat eine merkwürdig gute Nase für Petroleum, und Breaker City muß doch noch stark nach Petroleum riechen. Wo denkst du, daß wir uns jetzt ungefähr befinden?«

»Nun, in Kentucky, die Grenze von Tennessee haben wir bereits passiert. Ich meine, wir tun gut, wenn wir sobald als möglich an den Ohio und dann nach Pittsburg zu gelangen suchen. Dort wohnt Robert Bates, der uns beistehen und weiterhelfen muß.«

»Das wird Robert Bates auch gern tun«, erwiderte Friedrich, in Gedanken verloren.

»Sag' mal, Bruder,« fing Johann nach einigem Stillschweigen wieder an, »ist dir nicht auch so eigentümlich zumute, als ob uns irgend etwas bevorstände? Wir haben in dieser Beziehung oft die gleichen Empfindungen und Vorahnungen gehabt, erinnerst du dich nicht? Mir ist, als müßte sich etwas ereignen ...«

»Laß mich mit deinen Vorahnungen in Ruhe. Die haben selten etwas Gutes bedeutet! Was soll sich denn nur schon wieder ereignen?«

»Weiß ich's? Ich habe so ein Vorgefühl, als müßte etwas geschehen.«

»So, na, das ist was Rechtes! Geschieht denn nicht alle Tage was? Das Wetter wird sich ändern, das wird alles sein ... Hallo! Der Lot biegt links ab, wie ich sehe. Unser Weg liegt geradeaus; er wird aber seine Gründe dafür haben.«

»Lot weiß, was er tut«, sagte Johann. »Er wird uns einen Lagerplatz für die Nacht aussuchen.«

Die Knaben in dem anderen Wagen hatten Lot ebenfalls beobachtet und kamen nun herbei, um die beiden Alten zu fragen, aus welchem Grunde der Schwarze vom Fahrwege abgewichen sei.

»Führt uns Lot nicht falsch, Vater?« fragte Karl. »Wenn wir uns in diesen Waldungen verirren, dann können wir lange suchen, ehe wir wieder die Straße finden.«

»Laß den Lot nur ruhig gewähren«, versetzte Johann Bernsdorf. »Der alte Junge ist nicht so dumm, wie er aussieht. Er sucht uns ein geschütztes Nachtquartier, und das werden wir sehr nötig brauchen, sage ich dir, denn wir kriegen ein Unwetter, wenn mich nicht alles täuscht. Lot riecht Petroleum, wir können nicht weit von Breaker City sein.«

»Meinst du, daß wir uns hier in einer Petroleumregion befinden, Onkel?« fragte Hans.

»Gewiß, und dein Vater meint das auch. Wer weiß, vielleicht ist das Glück uns günstig, und wir machen eine ergiebige Bohrung.«

Friedrich Bernsdorf lachte.

»Mein lieber, alter Junge!« rief er. »Du träumst schon wieder vom Eldorado! Hat das Leben dir denn noch nicht Enttäuschungen genug gebracht?«

Johann schüttelte den Kopf.

»Bruder, laß mir die Hoffnung«, sagte er. »Ich denke dabei nur an unsere Knaben. Sieh nur, wo rast die tolle Sippschaft jetzt schon wieder hin? Sie rennen wahrhaftig geradezu in das Dickicht hinein! Ich sehe keinen einzigen mehr.«

Die Wagen knarrten weiter, und die Stimmen der im Walde verschwundenen Knaben wurden schwächer und schwächer.

Eine Viertelstunde verging.

Da hörten die beiden Männer hinter sich einen lauten Zuruf.

Die Wagen hielten.

Zwei der Knaben kamen in der zunehmenden Abenddämmerung erhitzt und außer Atem herbei.

»Gott sei Dank!« rief Hans, der seinem Vetter Karl eine Strecke voraus war. »Wir fürchteten schon, euch nicht wiederzufinden! Das war eine tolle Hetze! Wenn Heinz aber einen Käfer fliegen sieht, dann ist er nicht zu halten, und das Jagdfieber steckt an. Sind die andern noch nicht hier?«

»Nein, kommt ihr denn nicht alle zusammen?« rief Johann Bernsdorf erschrocken. »Mein Gott, wenn die Jungen sich verirrt hätten! Wir müssen hier ausspannen und lagern und uns sogleich auf die Suche begeben. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.«

Hiob und Lot kamen herbei und machten sehr ernste und besorgte Gesichter, als sie vernommen hatten, um was es sich handelte.

Sie wußten sehr wohl, wie gefährlich es war, sich bei Anbruch der Nacht in einem kentuckischen Urwalde zu

verirren.

Das also war's, was Vater Johanns Vorahnung verkünden wollte!

Jetzt war allerdings etwas geschehen.

Die Pferde – vier an jedem Wagen – wurden ausgespannt und gefesselt, dann machten alle sechs Mann sich auf und durchstreiften den Wald nach den von Karl und Hans angegebenen Richtungen.

Es wurde schnell finster, und ein Gewitter zog mit Donner und Blitz herauf.

Trotz allem Suchen fand sich keine Spur der Verlorenen.

Schüsse wurden abgefeuert, dieselben verhallten jedoch, ohne die ersehnte Antwort zu bringen.

Ein wütender Sturm bog und peitschte die Wipfel der Bäume, und ein schwerer Regen durchnäßte die endlich erschöpft und nahezu verzweifelt zu den Wagen zurückkehrenden Streifpartien.

Zweites Kapitel.

Die Feuersäule. – Hiob und Lot. – »Es darf nicht gar zu viel gelogen werden.«

Am nächsten Morgen nahm Friedrich Bernsdorf wahr, daß auch Troll, der Hund, sich nicht mehr bei der Karawane befand.

Er teilte seine Entdeckung den übrigen mit.

»Das freut mich«, bemerkte der schwarze Lot ruhig. »Der ist zu den jungen Masters in den Wald gegangen.«

»Freut mich mächtig«, stimmte Hiob ihm bei.

Die beiden Farbigen hielten zusammen wie Pech, was der eine sagte und tat, das tat und sagte auch stets der andere.

Mit bekümmerten Gesichtern setzten die Abenteurer sich zum Frühstück nieder.

Während desselben wurde eine wichtige Frage erörtert.

Sollte man hierbleiben oder aber weiterziehen?

Man kam überein, noch einmal den Wald abzusuchen, dann langsam die Fahrt fortzusetzen, dabei wiederholentlich Rast zu machen und aufs neue nach den Vermißten zu streifen.

»Laß uns die Suche sofort beginnen«, sagte Johann Bernsdorf zu seinem Bruder. »Wir hauen die Bäume an, damit wir den Weg zurückfinden und sind, wenn die Sonne im Mittag steht, wieder hier. Die Jungens bewachen indessen das Lager.«

Einwendungen waren vergeblich, die jungen Leute sahen sich daher gezwungen, bei den Pferden und den Wagen auszuharren.

Hans verhielt sich ungewöhnlich schweigsam.

»Gräme dich nicht zu sehr, Hans,« tröstete Karl, »sie werden bald wieder bei uns sein. Troll ist bei ihnen, darauf kannst du dich verlassen; darin aber liegt die Gewähr dafür, daß sie uns wieder auf die Fährte kommen müssen.«

»Das wollen wir hoffen«, antwortete Hans niedergeschlagen. »Ich dachte in diesem Augenblick aber an etwas anderes. Hast du in dem Sturm der vergangenen Nacht wohl die große, entsetzliche Feuersäule bemerkt?«

»Eine große, entsetzliche Feuersäule? Blitze habe ich gesehen, mehr als mir lieb war, aber eine Feuersäule? Nein.«

»Nun, ich habe sie gesehen, dort in der Richtung«, sagte Hans, nach Nordwesten deutend. »Es war ein Anblick, als ob eine ganze Stadt in Flammen aufginge, es sah grauenerregend aus.«

»Du hast geträumt, Hans«, war des Veters Entgegnung. »Die Blitze haben dich bis in den Schlaf verfolgt. Mache dir nicht unnötig noch mehr schwere Gedanken.«

»Nein, Karl, ich habe es wahrhaftig nicht geträumt«, beharrte Hans. »Im Gegenteil, ich fürchtete schon, daß Philipp und Heinrich den Wald in Brand gesetzt haben könnten.«

»Wenn das der Fall wäre, dann müßten wir den Rauch und Qualm ja jetzt noch deutlich sehen. Wenn Onkel und Vater

zurückkommen, dann wollen wir ihnen von deiner Feuersäule erzählen.«

Die Zeit ging nur langsam dahin. Ringsum herrschte tiefes Schweigen. Der Fahrweg lag ganz verödet.

Die Straße war eigentlich kaum sichtbar, da die wenigen Wagenspuren zum Teil von Gras überwuchert waren und hier unter den dichten Bäumen kein Staub darauf lag.

Auf allen Seiten breitete sich dicht und scheinbar undurchdringlich der Urwald aus; fast ein Wunder war es zu nennen, wenn jemand, der sich hier verirrt, jemals wieder zum Vorschein kam.

Die Sonne hatte fast die Meridianhöhe erreicht, als Johann Bernsdorf als erster wieder bei den Wagen eintraf. Sein Antlitz war sorgenvoller als zuvor.

In kurzen Zwischenräumen erschienen auch die übrigen Sucher, Friedrich Bernsdorf, Hiob und Lot, keiner aber hatte eine Spur von den Verschwundenen entdeckt.

Während die Vorbereitungen zum Mittagssmahl getroffen wurden, erzählte Karl den Traum des Veters Hans von der Feuersäule, wie er sich ausdrückte.

Diese Mitteilung brachte einige Bewegung in den Kreis der trübe und schweigend vor sich hin Brütenden.

Weder Johann noch Friedrich Bernsdorf hatten die Erscheinung wahrgenommen, sie vermochten auch keine Erklärung für dieselbe zu finden.

Hans beschrieb noch einmal ganz genau, was er gesehen; die säulenartige Flamme war plötzlich mitten im

Gewittersturm emporgelodert und war dann in nordwestlicher Richtung stehengeblieben.

»Habe mein Lebtag so etwas nicht gehört«, sagte sein Vater. »Der Lichtschein über einer Stadt kann's nicht gewesen sein, da keine Ortschaften in der Nähe sind. Handelte es sich um einen Waldbrand, dann hätten wir bald den Rauch verspürt, auch wäre der Brand bei dem Winde schnell näher gekommen. Eine seltsame, merkwürdige Sache, was meinst du, Friedrich?«

»Gewiß, höchst seltsam und merkwürdig. Vielleicht kann Lot uns die Erscheinung erklären, wenn er mit der Kocherei fertig ist. Da kommt ja schon das Essen. Der Himmel stehe unseren armen verirrtten Buben bei, damit sie nicht in der Wildnis verschmachten!«

Keiner vermochte viel zu sich zu nehmen. Das Essen wurde eben nur gekostet. Der Gedanke an die Abwesenden, die müde, hungrig und durchnäßt im Walde herumirrten, reichte hin, um allen den Appetit zu nehmen.

Lot und Hiob allein stopften sich mit männlicher Fassung den Leib gehörig voll.

Nach beendetem Mahl ließ man auch sie an der Beratung teilnehmen.

Hans erzählte noch einmal, was er gesehen.

»Hm,« bemerkte Lot, »kurios, ungemein kurios ist das, mit Respekt zu sagen.«

»Ja, mächtig kurios«, bestätigte Hiob. »Aber ich denke, ich hab's - es ist ein Waldbrand.«

Lot schaute die andern der Reihe nach an; da jedoch keiner das Wort nahm, sagte er:

»Mein Freund Hiob hat nicht so unrecht – nicht so ganz unrecht – bloß, daß er's diesmal nicht recht getroffen hat. Ein Waldbrand ist das nicht, davon kann gar keine Rede sein – aber so ganz unrecht hat er nicht.«

»Er sagte doch aber, es wäre ein Waldbrand«, wandte Hans ein.

»Nein, Master, er meinte bloß so. Ich meinte das auch zuerst, jetzt aber weiß ich's besser – es ist eine Gasquelle, mit Respekt zu sagen.«

»Eine Gasquelle!« riefen die andern wie aus einem Munde.

»Ganz recht, eine Gasquelle«, nickte Hiob. »Das wollte ich nämlich auch eben sagen.«

»Ja, eine Gasquelle«, wiederholte Lot. »Wir sind hier in der Petroleumgegend, da gibt es viel Gas in der Erde, das sich hier und da Auswege sucht. Ich habe Feuersäulen gesehen, die hundert Fuß, ja, hundertundfünfzig Fuß hoch waren. Und solch ein Feuer muß es gewesen sein, was Ihr gesehen habt, Master Hans.«

»Das klingt nicht unwahrscheinlich,« bemerkte Friedrich Bernsdorf, »aber solches Gas kann sich nicht von selbst entzünden.«

»Nein,« sagte Hiob schnell, um seinem Partner zuvorzukommen, »aber der Blitz kann das Gas entzünden. So was habe ich oft genug gesehen, nicht wahr, Lot?«

»Freilich hast du das,« bekräftigte der Schwarze, »das kann ich bezeugen. Ja, es ist eine Gasquelle und nichts anderes.«

»Dann meinst du wohl auch, daß hier in der Nähe eine Petroleumstadt sein muß?« fragte Johann Bernsdorf.

»Gewiß meine ich das, darum habe ich auch diesen Weg eingeschlagen. Dort finden wir gute Unterkunft.«

»Aber unsere Jungens - ob die auch dorthin kommen werden?«

Das Gesicht des besorgten Vaters hellte sich auf. »Eine innere Stimme sagt mir, daß auch sie den Feuerschein gesehen haben, und daß sie der Richtung desselben folgen werden. Tun wir desgleichen, dann finden wir unsere Verlorenen wieder.«

Die Pferde wurden angeschirrt, und langsam setzte die Karawane sich in Bewegung.

Man unterließ nicht, während der Fahrt in bestimmten Zwischenräumen Schüsse und Salven abzufeuern, um nichts zu versäumen, was die Verirrten auf die richtige Spur lenken könnte.

Allein kein antwortender Ruf, kein Signalschuß - Heinz und Philipp hatten ihre Revolver bei sich, welche Waffen die Mitglieder der Karawane weder bei Tage noch bei Nacht ablegten - kein Hundegebell ließ sich vernehmen.

Bei eintretendem Abenddunkel wurde im Nordwesten eine eigentümliche Helligkeit, ein Feuerschein, sichtbar. Je finsterer es wurde, desto deutlicher erschien dieses seltsame Licht.

Der Pfad hatte bisher im allgemeinen direkt auf die Lichterscheinung zugeführt, einige Krümmungen und Umwege abgerechnet, die nötig wurden, um unwegsame Stellen des Waldes und sumpfiges Terrain zu vermeiden.

Nach und nach aber wurden diese Umwege bedeutender, so daß man zuweilen meinen konnte, der Weg wende sich gänzlich einer anderen Richtung zu.

Karl und Hans begannen ungeduldig zu werden und zu murren.

» Festina lente«, sagte Friedrich Bernsdorf. »Langsam und sicher führt am weitesten. Vergeßt doch nicht, daß durch unser gemächliches Weiterziehen die armen Jungens im Walde am ehesten Gelegenheit finden können, wieder zu uns zu stoßen. Wir wollen hier Halt machen, Johann, wenn dir's recht ist, und unser Lager für die Nacht aufschlagen.«

Die Pferde wurden ausgespannt und das Lager hergerichtet.

Am nordwestlichen Horizont loderte die weiße Flamme hoch und stetig, vom Winde nur wenig hin und her bewegt.

Die Gesellschaft beobachtete die wunderbare Erscheinung lange und mit ungemindertem Erstaunen. Man erging sich in allerlei Mutmaßungen über die Ursache derselben und versuchte die Entfernung bis dorthin abzuschätzen.

Endlich wurden noch einige Salven abgefeuert, und dann begab man sich ermüdet zur Ruhe, den beiden Farbigen die erste Wache überlassend.

»Höre, Freund Hiob,« flüsterte Lot seinem Genossen zu, als alles in tiefer Ruhe lag, »heute nachmittag hast du eigentlich ein bißchen viel von mir verlangt, mit Respekt zu sagen.«

»Bißchen viel von dir verlangt? Wieso, Partner?« fragte Hiob verwundert.

»Wieso? Mußte ich dir nicht bezeugen, du hättest gesehen, wie der Blitz eine Gasquelle anzündete und das nicht nur einmal, sondern wer weiß wie oft – gerade als wäre der Blitz ein Laternenmann, der mit seiner Leiter die Straße entlang geht und eine Laterne nach der anderen ansteckt! Das war nicht ganz in der Ordnung, Partner; denn wenn ich auch dies und noch mehr ganz gern für dich tue, so darf doch nicht gar zu viel gelogen werden, hörst du, Hiob? Also über diese Blitzgeschichte würde ich an deiner Stelle in Zukunft nicht hinausgehen.«

»Gut, Lot, das will ich dir versprechen. Aber diesmal muß es noch dabei bleiben. Was gesagt ist, ist gesagt – ein Wort ein Mann!«

»Ganz deiner Meinung, Partner. Damit aber laß es genug sein und zünde mir nicht wieder Quellen mit deinen vertrackten Blitzen an. Das war doch zu starker Tabak. Es mag ja immerhin wahr sein, aber zuviel ist zuviel. Verstanden?«



Drittes Kapitel.

Die Verirrten. – Troll. – Die Katzenstadt.

Heinrich und Philipp hatten inzwischen eine keineswegs angenehme Zeit im Walde durchgemacht.

Sie waren durch das wild verschlungene Dickicht von den Gefährten getrennt worden, sie wußten nicht wie. Ehe sie sich dessen versahen, fanden sie sich allein und verlassen in der lautlosen, grünen Einsamkeit, und auf all ihr Rufen und Pfeifen erhielten sie keine Antwort mehr.

»Es wird ihnen langweilig geworden sein, und da sind sie umgekehrt«, meinte Philipp. »Ich denke, wir gehen auch zurück. Du hast nun Käfer genug. Warte einmal - bei jenem weißen Baum sprach ich zuletzt mit Karl, von da führte eine Lichtung zum Wege. Komm, Heinz!«

Heinz trottete hinter seinem Vetter her.

Sie kamen zu dem weißen Baum und sahen hier auch eine Lichtung. Sie wußten nun, daß der Weg nicht mehr fern sein konnte. Langsam und gemächlich schritten sie fünfzehn oder zwanzig Minuten lang fürbaß.

Dann blieb Philipp stehen und schaute um sich.

»Hm«, sagte er. »Wo bleibt denn der Weg?«

»Ja, wo bleibt der Weg?« sagte auch Heinrich. »Wir hätten ihn doch schon längst haben müssen. Unsere Väter werden uns schön empfangen, wenn wir so lange fortbleiben, daß sie auf uns warten müssen. Wo gehen wir nun entlang?«

»Sind wir da nicht wieder ganz dicht bei dem weißen Baum?« fragte Philipp ganz erschrocken.

»Bei dem weißen Baum?« wiederholte Heinz mit sehr einfältigem Gesicht. »Wahrhaftig, da steht er! Aber da ist noch so einer - und da noch einer!«

»Dann war das vorhin am Ende gar nicht der richtige Baum! Himmel, wenn wir uns verirrt haben sollten!«

Das verhängnisvolle Wort war ausgesprochen.

Ein kalter Schauer durchrieselte beide Knaben.

»Ach, Unsinn!« rief nach einer kurzen Pause Heinrich, der der ältere von den beiden war; denn er zählte siebzehn, sein Vetter Philipp nur sechzehn Jahre. »So leicht verirre ich mich doch nicht! Sieh her, hier ist ein Zweig, den ich selber vorhin abgeschnitten habe – nicht doch, der da ist's – der muß es sein – ich kenne den Strauch noch ganz genau.«

Er war seiner Sache jedoch keineswegs so sicher.

Er trat zurück und musterte den Strauch von mehreren Seiten.

Dann schüttelte er den Kopf.

Sein Herz begann heftig zu pochen, und eine bange Furcht schnürte ihm die Kehle zu. Er ließ jedoch davon nichts merken.

Sie standen und sahen sich erst lange im Kreise um und dann Einander in die Augen.

»Jetzt sitzen wir drin«, sagte Heinrich, indem er zu lächeln versuchte.

»Wir finden uns aber wohl wieder heraus«, entgegnete Philipp mit erkünstelter Zuversichtlichkeit. »Komm!«

Stillschweigend und schnell schritten sie auf's Geratewohl davon, immer vorwärts in den Wald hinein, innerlich hoffend, daß es die rechte Richtung sein möge.

Eifrig spähten sie dabei nach Fußspuren und anderen Anzeichen, allein vergeblich.

Plötzlich stieß Philipp einen Freudenruf aus.

»Hier ist eine Fährte!« jubelte er. »Hier sind Karl und Hans gegangen, schau, Heinrich, gerade auf jenen weißen Baum zu! Das also ist der richtige Baum! Wir haben doch noch Glück; denn in einer Stunde ist es Nacht.«

Sie eilten in der Richtung des Baumes weiter, herzlich froh, endlich wieder frei aufatmen zu können. Schneller und schneller schritten sie aus, erklärte doch Heinrich mit Bestimmtheit, schon den Fahrweg in der Ferne zu gewahren.

So gelangten sie an einen Ort, der ihnen bekannt erschien.

»Jetzt weiß ich Bescheid!« rief Heinrich. »Den Baum dort habe ich mir gemerkt – dort ist der Weg!«

Was er für den Weg ansah, erwies sich jedoch nur als eine Lichtung.

»Sind wir hier nicht schon einmal gewesen?« fragte Philipp kleinlaut. »An diesem Baum kamen wir vor einer halben Stunde schon einmal vorbei ... Wir sind unseren eigenen Spuren nachgegangen, Heinrich! Mein Gott, wir sind verloren!«

»Noch nicht, Philipp, noch nicht«, antwortete Heinrich äußerlich ruhig, aber mit bebender Stimme. »Wir finden uns schon noch heraus. Ich bin nur Vaters und Onkels wegen unruhig.«

»O Heinz, was fangen wir an?« jammerte Philipp, den Vetter ratlos anblickend. »Wir können doch nicht die ganze Nacht hier stehenbleiben ... Horch! Mir war's, als donnerte es in der Ferne! Hörtest du nichts?«

»Nein. Kann aber sein, daß ein Gewitter heraufzieht. Das wäre übrigens ganz niedlich, hier in Nacht und Regen herumzupatschen; zudem kann uns ein Blitz treffen – das aber würde nicht das Schlimmste sein.«

»Wie kannst du nur so reden!« versetzte Philipp vorwurfsvoll.

»Nun, habe ich etwa nicht recht? Solch ein Blitz tötet einen auf der Stelle, man merkt gar nichts davon – ist das kein angenehmerer Tod, als in dieser Wildnis langsam zu verschmachten?«

»Oh, es ist auch vorgekommen, daß Leute durch einen Blitzschlag nur das Augenlicht verloren haben. Wäre es nicht fürchterlich, blind im Wald herumirren zu müssen?«

»Allerdings«, gab Heinrich zu. »Und dazu kommen noch alle die anderen Annehmlichkeiten, die einem solch eine Wildnis bietet, als da sind wilde Bestien jeder Art, dazu giftige Schlangen, Tausendfüße und Skorpione, ferner Unwetter, Regen, Fieber, Kälte, Hitze, Hunger, Durst – wahrlich, eine nette Aussicht! Aber noch leben wir, Philipp, und solange wir leben, brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben. Also Mut, Gott verläßt keinen Deutschen!«

Der brave Bursche suchte seinem Gefährten eine Zuversicht einzureden, die er selber kaum noch zu hegen wagte. Denn ihre Lage war höchst gefährlich; wenn ihnen nicht bald Hilfe wurde, dann war das Schlimmste zu befürchten.

»Hier steht ein schöner, dichter Baum,« fuhr er fort, »der soll uns Schutz gewähren, wenn es regnen sollte. Laß uns hierbleiben bis zum Morgen, dann wollen wir weiter sehen.«

»Wie du meinst, Heinrich«, sagte Philipp folgsam. »Mir ist aber, als verspürte ich einen gewaltigen Hunger.«

»Mir geht es ebenso«, versetzte Heinrich. »Allein, wenn wir nicht Blätter und Wurzeln essen wollen, müssen wir uns den Hunger schon verkneifen. Beeren und dergleichen Früchte habe ich nirgends bemerkt; schießen können wir uns auch nichts; zwar schleppe ich nach Vorschrift meinen Revolver mit mir herum, allein, er ist leider nicht geladen.«

»Der meine enthält volle sechs Schüsse«, entgegnete Philipp.

»Bravo!« rief Heinz ganz vergnügt. »Hier finde ich überdies noch einige Keks in meiner Joppentasche, heute abend brauchen wir also noch nicht zu verhungern.«

Sie aßen und plauderten dabei, um sich gegenseitig die Sorgen zu vertreiben.

Mit der sinkenden Nacht zog das Gewitter herauf, und unter Blitz und Donner prasselte ein gewaltiger Regenguß auf das Blätterwerk des Waldes hernieder.

Die Knaben lagen unter ihrem Baume ziemlich geschützt, und als sie sich, nachdem der Sturm hinweggezogen war, von dem feuchten Mooslager erhoben, um in der Dunkelheit, so gut dies anging, Umschau zu halten, da gewahrten sie im Nordwesten die hohe, helle Flamme über den Baumwipfeln, die, wie wir wissen, ihre Angehörigen ebenfalls wahrgenommen hatten.

»Sie haben ein Feuer angezündet, damit wir sie besser auffinden können«, rief Philipp. »Hurra, jetzt sind wir gerettet! Komm, Heinz, laß uns aufbrechen, du bist doch nicht müde?«

»Müde bin ich allerdings«, erwiderte Heinrich, »aber das Marschieren wird mir gesunder sein, als das Liegen auf dem nassen Moos. Machen wir uns also auf die Beine.«

Von neuem wandelten sie durch den Wald, der jetzt so finster war, daß sie nur mühsam vorwärts kommen konnten. Von Hoffnung getrieben, strebten sie dem fernen Feuerscheine zu, unaufhaltsam, ohne zu rasten, ob auch oft die Füße ihnen zu versagen drohten.

So wanderten sie die ganze Nacht hindurch. Sie überschritten den grasbewachsenen Fahrweg, den sie in der Dunkelheit für eine Lichtung hielten.

Hätten sie hier nur wenige Stunden gewartet, so wären sie von den Ihrigen eingeholt und erlöst worden.

Das Geschick aber hatte es anders beschlossen.

Endlich, als bereits der Morgen graute, warfen sie sich in höchster Erschöpfung nieder.

Die ungestümen Forderungen ihres Magens hatten sie bisher mit einigen Keks, wozu sie das Regenwasser von den Blättern leckten, zu beschwichtigen gesucht.

Jetzt aber empfand Philipp eine solche Hungerpein, daß er sich vermaß, das erste Tier, dessen er ansichtig werden würde, totzuschießen und roh zu verspeisen.

Sogar in dieser Not hatte der brave Heinz für die Äußerung seines Gefährten ein Lächeln.

»Wenn das erste Tier nun aber ein Bär sein sollte?« bemerkte er scherzend. »Dein kleiner Revolver würde den Meister Petz wahrscheinlich nur wenig belästigen.«

Der Feuerschein war an dem hellen Morgenhimmel nicht länger sichtbar.

Sehr bald umfing ein tiefer Schlaf die müden Wanderer. Stunden vergingen, da fühlte Philipp, der sich zuerst wieder ermunterte, wie etwas Kaltes seine Hand berührte.

Erschrocken richtete er sich auf, da er glaubte, daß sich eine Schlange an ihn herangemacht habe; dann aber stieß er einen lauten Freudenschrei aus, denn das Kalte, das er gespürt, war eine Hundenase gewesen; diese Hundenase aber gehörte dem guten Troll, der schweifwedelnd neben ihm saß und ihn vergnügt anblickte.

Jubelnd umarmte er das treue Tier, das seine Liebkosungen mit gleicher Inbrunst erwiderte und durch sein lautes Gebell auch Heinrich aus dem Schlummer weckte.

Wie hatte der Hund sie nur gefunden?

Aus welcher Richtung war er gekommen?

Wohin mußten sie nun ihren Weg lenken?

Das waren Fragen, die sie immer wieder an sich selber und an den Hund richteten, auf die sie jedoch, ein lautes, freudiges Gebell in allen Tonarten ausgenommen, keinerlei Antwort erhielten.

Ohne Zweifel meinte Troll ihnen damit die vollständigste und befriedigendste Auskunft gegeben zu haben, leider aber verstanden die Knaben des braven Tieres Sprache nicht.

Sie befahlen dem Hunde, nach Hause »zum Herrchen« zu gehen, in der begreiflichen Absicht, ihm dann auf dem Fuße zu folgen.

Allein Troll weigerte sich hartnäckig, dem Befehle Folge zu leisten; er zog es vor, bei Heinrich und Philipp zu bleiben.